

A. L. Kennedy: „Als lebten wir in einem barmherzigen Land“

Letzte Hoffnung Reparatur

Von Julia Schröder

02.04.2023

Die Londoner Lehrerin Anna und ein eiskalter Auftragsmörder – was haben sie miteinander zu schaffen? Die britische Autorin A. L. Kennedy entwirft ein Doppelporträt vor dem Hintergrund von Corona-Lockdown, Brexit-Chaos, Politikversagen und all dem, was faul ist im Vereinigten Königreich.

Anna McCormick bezeichnet sich selbst gelegentlich als unbedeutend. Aber der Roman „Als lebten wir in einem barmherzigen Land“ ist ein Buch von A. L. Kennedy, und wer Bücher von Kennedy liest – das A. L. steht für Alison Louise –, weiß, dass die Figuren dieser Autorin grundsätzlich das Gegenteil von unbedeutend sind.

Freilich könnte einiges an dieser Ich-Erzählerin auf den ersten Blick nicht allzu bedeutend wirken: Anna McCormick, eine Frau etwa im Alter ihrer Erfinderin, also Mitte fünfzig, unterrichtet die fünfte Klasse an der Oakwood School, einer privaten, aber sozial orientierten Schule in London, es ist das Frühjahr 2020. Sie erinnern sich: Corona, der erste Lockdown. Per Video-Konferenz unterrichtet Anna ihre 16 kleinen Schüler und Schülerinnen und versucht, sie und damit sich selbst auch emotional bei der Stange zu halten. So wird jeden Morgen virtuell gemeinsam das Oakwood-Schulgelöbnis rezitiert:

„Wir setzen uns alle stolz und aufrecht vor unsere Bildschirme, hinter uns unsere Zimmer, und so eben außer Sicht unsere jeweiligen streunenden Haustiere und unser jeweiliges Chaos.

„Wir sind hilfreich und freundlich, wir geben gut acht, Wir machen heil, nicht kaputt, und tun unsere Pflicht. Wir wachsen alltäglich in Schönheit und Licht, Wir lernen, sind mutig und schlafen gut bei Nacht.“

Pandemischer Stubenarrest

Annas Unterrichtsmethoden sind unkonventionell und erfolgreich, jedenfalls, was Lernmotivation und den sozialen Zusammenhalt ihrer fünften Klasse angeht. Dennoch kann sie nicht übersehen, wie die Situation die Kleinen überfordert. Die Großen auch. Einige Eltern überlassen sich Verschwörungserzählungen, als endlich Masken zur Verfügung stehen, glauben viele schon nicht mehr an deren Wirksamkeit, und die von Anna bewunderte Schulleiterin

A. L. Kennedy

„Als lebten wir in einem barmherzigen Land“

Aus dem Englischen von Ingo Herzke und Susanne Höbel

Hanser Verlag, München

464 Seiten

28 Euro

reibt sich auf beim Versuch, die Schule mit Laptops und Lüftern auszustatten, unverdrossen, aber mit tödlichem Ausgang.

Francis, den Mann, der Anna offenkundig liebt und den sie – vermutlich, vorsichtig – auch liebt, sieht sie ebenfalls nur auf ihrem Computerbildschirm, denn er ist weit weg, droben auf einer Insel an der Küste von Schottland gestrandet, wo er nach einem neuen Heim für sie beide sucht. Immerhin, Annas erwachsener Sohn Paul, ein lieber, kluger und witziger Junge, ist zu Hause, weil die Pandemie die üblichen Aktivitäten junger Menschen nach dem Schulabschluss verhindert, Reisen, soziales Jahr et cetera. So ein Lockdown hat nicht nur Nachteile, jedenfalls für besorgte Mütter.

Die beiden teilen also, anders als geplant, nach wie vor das ehemalige Kutschenhaus mitten in London, eine kleine, gemütliche Bleibe mit bescheidenem, von Geißblatt umwucherten Innenhof:

„Das hier ist unser Zuhause – meins und Pauls. Wir leben in unserem kleinen Haushalt, einer abgeschotteten Heimatinsel inmitten anderer Inseln mit mehr oder weniger durchlässigen Küsten. In der Isolation entwickeln wir Gefühlslagen und Manien, die sich mit der Zeit zu Bräuchen entwickeln könnten. Wenn Paul als nächstes vorschlägt, draußen im Hof einen Weidenmann zu flechten und zu verbrennen, könnte ich einwilligen. Ich fördere gern die Kunst. Und ich mag Grillabende. Warum nicht beides?“

Doch die Folgen der Pandemie – das Eingesperrt-Sein in den eigenen vier Wänden und die Isolation der dementen Mutter im Pflegeheim, das Sterben in den Familien, die eigene Angst, die unzureichenden Maßnahmen der Regierung und die Überforderung aller, die sich um andere Menschen und das allgemeine Wohl kümmern – sind nicht das einzige, das Anna zu schaffen macht. Und nicht einmal das Schlimmste, wie sich herausstellt. Im Herbst vor Corona ist etwas passiert, das an den wundesten Punkt in Annas ohnehin schwieriger Vergangenheit rührt. Eine Wiederbegegnung in einem Gerichtssaal von Old Bailey, in dem gegen alte Freunde verhandelt wird.

Entlarvung einer alten Liebe

Dieser Prozess ist Auslöser einer Rückblende in die Achtzigerjahre, die Kennedy im Verlauf des Romans immer wieder neu eröffnet. Damals war Anna während des Studiums in Edinburgh, endlich ihrem lieblosen Elternhaus entronnen, Teil einer bunten, verschworenen Truppe von Spaßmachern, Feuerschluckerinnen, Musikanten, Magiern und Akrobatinnen, die bei Festivals, Demos und Streikversammlungen auftraten, sich durch die Straßen trommelten und über die britischen Inseln und den Kanal bis nach Paris turnten und zauberten, in Masken und Kostümen und mit sprechenden Fantasienamen. Die Truppe nannte sich „Un-Rule OrKestrA“. Und nun stehen einige Mitglieder des längst aufgelösten OrKestrA vor Gericht, wegen einer Aktion zwei Jahrzehnte zuvor.

„Die Angeklagten. Ich kann sie mir immer noch nicht mit ihren Alltagsnamen vorstellen, den Namen, an denen die Anklagen hängen und die viel zu klein und fade sind, um sie je ganz zu erfassen. Damals, als ich Annanka Ladystrong war, hießen sie Phil the Pill und Utility Bill, Dynamo, Magnificent Arthur, Percussion Karl. Sie waren meine Freunde – mehr als das.“

Im Gerichtssaal auf der Besuchergalerie erkennt Anna den Mann wieder, der noch viel mehr als ein Freund war. Ihren Geliebten, den sie „Buster“ nannte, weil sein Gesicht so unbewegt war wie das des Stummfilm-Komikers Buster Keaton. Buster, der in der Truppe unter dem Namen „Baron Sunday“ auftrat, verschwand irgendwann. Wie sich herausstellte, war er hinter seiner gewinnenden Maske und der flamboyanten Verkleidung nichts als Maske und Verkleidung gewesen – ein Polizeispitzel, beauftragt, das Unrule OrKestra auszuspionieren und zu verraten.

Anna folgt diesem Mann durch halb London, bis sie ihn in seinem Schlupfwinkel stellt und ihm buchstäblich vor die Füße kotzt und ihn anschließend stehen lässt. Diese Verfolgungsjagd zu Fuß zieht sich durch den ganzen Roman und ist der Rahmen für ein Panorama all dessen, was in den vergangenen vierzig Jahren schiefgegangen ist im Vereinigten Königreich. All dessen, was dazu geführt hat, dass Großbritannien heute eben nicht das „barmherzige Land“ des Buchtitels ist, das „merciful country“, das es, so wie Anna das sieht, hätte werden können.

Es ist ein ziemlich, nein, ein absolut zorniges Panorama, zugleich erfüllt von zärtlicher Zuneigung für all die vermeintlich „unbedeutenden“ Leute, die trotz allem den Laden am Laufen halten, den Mut nicht sinken lassen, die Hoffnung und die Freundlichkeit nicht aufgeben. Getragen aber wird diese Breitwandrevue aus Corona-Schrecken, Brexit-Hass, sich rapide vergrößernder Kluft zwischen Arm und Reich, andauerndem Rassismus und Klassismus von etwas sehr Persönlichem, nämlich dem, was Anna in diesem Land von Jugend auf erlebt hat und nun aufschreibt.

Überraschende Beichte eines Killers

Denn sie muss gegen etwas anschreiben: einen Umschlag aus braunem Packpapier, den der von ihr aufgespürte Buster nach der Begegnung – einer für sie gar nicht ungefährlichen Begegnung – an ihrer Haustür hinterlässt. Der Inhalt dieses Umschlags ist eine Art Beichte: Impressionen aus seinem Leben als Auftragskiller. Das nämlich ist er geworden, nachdem er Anna und das OrKestrA und damit auch den Polizeidienst verlassen hatte, Ende der Achtziger. Eine überraschende Eröffnung, die Annas finsterste Vermutungen noch in den Schatten stellt – und damit eine der heftigen, wilden, ganz ungerührt vorgetragenen Pointen, die Fans von A. L. Kennedy an ihren Büchern so schätzen, seitdem ihr Roman „Gleißendes Glück“ in Deutschland zum Überraschungserfolg wurde.

Die Texte aus dem Umschlag, Busters Berichte über seine mörderischen Aktivitäten, sind im Buch typografisch abgesetzt, doch allein ihr Duktus ist ein ganz anderer als der von Annas Notaten. Folgerichtig haben die beiden Übersetzer des Romans sich die Arbeit aufgeteilt – und beide mit überzeugendem Ergebnis: Während Ingo Herzke die witzigen, verzweifelten, leidenschaftlichen, sarkastischen, schutzlosen, zarten Passagen von Anna ins Deutsche übertragen hat, zeichnet Susanne Höbel verantwortlich für die kalten, äußerlich emotionslosen, auf höchste Spannung hin geschriebenen Protokolle des Mannes mit den Tötungsabsichten.

„Mein Herz hat Platz für effizientes Handeln, weil große Leere in meinem Inneren ist, und es wird mich hören, wenn ich es bitte, langsam zu schlagen.

Mein Pulsschlag macht sich bemerkbar, ist aber auch kontrollierbar.

Ich denke daran, dass ich ruhig sein will und was ich tun kann, damit ich ruhig werde. Innehalten. Innehalten bedeutet Vorbereitung. Unter gewissen Umständen. In meinen heutigen Umständen ist noch Zeit, bevor ich anfangen muss. Das ist mein heutiger Luxus. Ich bin mein eigener Zeitplan und stehe über den Ereignissen.“

In Anna McCormicks Augen ist Buster das personifizierte Böse, die Instanz, die mutwillig das Schöne zerstört, das Gute ruiniert und das Wahre vergiftet. Sie nennt ihn und seinesgleichen „Stilzchen“, nach dem koboldhaften Dämon im Märchen von Rumpelstilzchen, dem sie mit ihren Schülern eine zeitgemäße Form gegeben hat, damit sie den Typus erkennen und gegen ihn gewappnet sind.

„Sie kommen natürlich immer gut zurecht, die Stilzchen, so leuchtend und stark und faszinierend, und sie wirken immer so unverzichtbar und siegreich, ein versprochener und verschwommener und schön selbstverliebter Sieg, der unmittelbar bevorsteht.“

Das Böse zeugt weiteren Hass

Doch die Dinge, und das ist die zweite, weniger krachende Pointe des Romans, liegen nicht so einfach, sind nicht so leicht zu scheiden in schwarz und weiß, wie eigentlich immer in Kennedys Romanen. Ehedem hat Anna ihrem Geliebten Buster ein Gleichnis erzählt, ein muslimisches Hadith, aus dem sich der Titel des Romans erklärt. In dieser Geschichte sucht ein hundertfacher Mörder nach dem Land, in dem er trotz seiner Untaten die Barmherzigkeit Gottes erlangen kann. Er stirbt, just als er die Grenze dieses Landes erreicht hat. Die Engel streiten, ob er nun in den Himmel kommen kann oder nicht:

„Also bewegt Gott die ganze, große Welt unter dem Körper des Mörders und sorgt dafür, dass er sich innerhalb der Grenze und sicher im barmherzigen Land befindet. Selbst einem Mann, der hundert Menschen getötet hat, kann vergeben werden.“

Die Erzählerin dieser Geschichte jedoch, die wohlmeinende Grundschullehrerin, liebende Mutter und Partnerin, ist heute manchmal so traurig und so wütend, dass sie all ihrem Hass auf all die von ihr als „Stilzchen“ Identifizierten freien Lauf lässt, auf die Männer, die sie vergewaltigt und geschlagen und – wie Buster – verraten und verlassen haben, auf die militarierte Polizei, die Reichen, die sich die Taschen füllen und einfach alles kaufen können, die unfähigen Politiker, die ihr Süppchen aus fremdenfeindlichem und antieuropäischem Ressentiment kochen, statt ihr Land gescheit zu regieren und ihre Bevölkerung zu schützen.

„Francis fand mich fluchend in der Küche.

All die Wörter.

Alle, die ich nicht ausspreche.

Keines von ihnen war richtig.

Ich meinte nicht: Fick sie. (...)

In dem Augenblick meinte ich: Töte sie.

An jenem Nachmittag meinte ich: Bring sie um.

Ich meinte es aus ganzem Herzen, ich wollte, dass sie sterben und nicht wir – nur sie. (...)

Die Menschen, die eigentlich für uns sorgen sollen, nehmen uns, was menschlich ist.

Sie lassen uns sterben.“

Buster wiederum, oder wie auch immer er heißen mag, die eiskalte Beobachtungs- und Tötungsmaschine, zu der er sich hat umbauen lassen, scheint womöglich gegen seinen Willen angetrieben vom Bestreben, die Welt von den Bösen zu reinigen und den Guten nichts anzutun, auch wenn das sein mörderisches Geschäft erschwert. Als er etwa bei einem seiner Opfer, einem schwerreichen Lebemann, zwei Mädchen findet, die dieser gefangen gehalten und missbraucht hatte, bringt er die beiden lästigen Zeuginnen nicht etwa um, sondern finanziert deren Flucht mit seinem Honorar. Wie sich herausstellt, hasst Buster die Polizei mindestens so sehr wie Anna, weil er jahrelang Gelegenheit hatte, das allzeit gewaltbereite Gruppenverhalten dieser „Blauen“ aus der Nähe zu studieren.

Eine Armee, die die Welt verbessern könnte

Kennedy gelingt das Kunststück, einem nicht nur die sympathische, mitmenschliche Ich-Erzählerin nahe zu bringen, sondern auch diesen Mann, der sich selbst als Maschine versteht, als Ding, das nicht stirbt, aber auch nicht mehr lebt. Als Buster seinen alten Lehrmeister im Handwerk des Tötens nach vielen Jahren wieder aufsucht, äußert dieser so alerte wie erbarungslose Mann einen Gedanken, der nach dem bis dahin Gelesenen gar nicht mehr so überraschend kommt:

„Mir sind deine Projekte der letzten Zeit und deren Stoßrichtung aufgefallen. Wenn es eine Armee von solchen wie dir gäbe, könntet ihr die Welt verbessern. Jetzt haben die Verräter sie für sich, und sie werden sie nicht herausgeben.“

Kennedy verschneidet in diesem Roman zwei Genres, nämlich das einer existenziell abgründigen Welt der Spione, der Beobachter und Verräter, wie Javier Marías sie in seinen Romanen zelebrierte, und die Art von Echtzeitroman, die ihre schottische Landsmännin Ali Smith kürzlich wiederbelebt hat, mit ihrer entlang dem Zeitgeschehen in Brexit-Großbritannien geschriebenen Jahreszeiten-Tetralogie. Wie schon im Vorgänger „Süßer Ernst“ schreibt Kennedy aus engagiertem, durchaus politischem Gegenwartsbewusstsein heraus. Wie Ali Smith ist sie bedacht auf eine möglichst intensive, psychologisch glaubwürdige Einfühlung in ihre Figuren, in deren Lieben und Hassen, deren Sehnen und deren Verachtung. Und ähnlich wie Marías, wenn auch nicht ganz so extensiv, dehnt sie das Erzählen, den Fortgang der Handlung.

Dass Kennedys Ich-Erzählerin einmal „Statuen von muskulösen nackten Männern, die mit Schlangen ringen“ erwähnt, lässt an Lessings „Laokoon“ denken. Dessen vor dreihundert Jahren entwickelte Überlegungen zur Möglichkeit der Literatur, das Vergehen der Zeit darzustellen, sind in diesem Roman mit seinen zahlreichen Rückblenden, seiner immer wieder den Fortgang der gegenwärtigen Geschehnisse unterbrechenden Rahmenstruktur unauffällig, aber geradezu lehrbuchhaft umgesetzt. Im Unterschied zu Marías setzt Kennedy bei ihren zuweilen etwas ausufernden Dehnübungen weniger auf kanonisches Bildungszitat und essayistische Erwägung, sondern auf die Beobachtungen und Gedankengänge beziehungsweise Gedankensprünge ihrer Protagonistin, die ja wohlgemerkt eine schreibende Frau ist, was sie in direkter Leseranrede immer wieder deutlich macht:

„Dass ich Rumpelstilzchen, Posttrauma und einen Einsiedler erwähnt habe, wird sich noch als nützlich erweisen. Sie haben bereits einige Dinge gelesen, auf die wir später zurückkommen werden. Ich schreibe hier nichts aus Versehen. Dies wird die Geschichte, die ich erzählen will.“

Poetik des Neu-Zusammensetzens

Dabei mangelt es nicht an zweiten Ebenen und Referenzen. Da sind etwa die Fischadler, die Buster beobachtet, Raubvögel, die jedoch hoch am Himmel zu einem „Bild der Heiligkeit“ werden, zu allegorischen Bittstellern für die Erlösungsbedürftigen. Oder das Hobby, das Annas Geliebter im Lockdown aufgenommen hat:

„Francis sitzt in seinem üblichen Liegestuhl neben mir und versucht, alle Teile einer Schale wieder zusammensetzen, die er in genau diese Teile zerbrochen hat, damit er sie wieder zusammensetzen kann. Er lernt gerade Kintsugi – die Kunst, die Schönheit von Reparaturen, von Absplitterungen und Rissen hervorzuheben.“

Die Autorin weiß natürlich, dass sie an dieser Stelle durchaus ihre eigene Poetik benennt – das Sujet zerbrechen und auf reizvolle Weise neu zusammensetzen –, auch wenn ihre Ich-Erzählerin damit auf Näherliegendes deutet:

„(...) derzeit scheint Kintsugis einzige Metapher für das Leben eher einen bizarren Kreislauf der Zerstörung zu beschreiben und weniger die Tatsache, dass wir unsere Narben prachtvoll machen oder zumindest hoffen, dass wir uns über Zerbrechlichkeit und Sorgfalt freuen können.“

„Zerbrechlichkeit und Sorgfalt“, das ist es in der Tat, was A. L. Kennedy all ihren Figuren angedeihen lässt, auch in ihrem neuen Roman „Als lebten wir in einem barmherzigen Land“. In dessen Zentrum stehen wieder auf je ihre Weise verlorene, verletzte, gebrochene Seelen, die sich nach Heilung sehnen, nach dem, was man heute Resonanz nennt: Vertrauen, Zugehörigkeit, Liebe. Und ausgerechnet die dunkelste Figur, der Liebesverräter und Mörder Buster, findet in den schwarzen Raben – seit je seine Totentiere, da unerbittliche Beobachter wie er selbst – am Ende Hoffnung und Barmherzigkeit verkörpert:

„(...) ich werde warten, bis ich die Raben rufen höre, dass sie ganz lebendig sind, während sie um die Felsen tanzen und taumeln und im Sturzflug in die Tiefe sinken. Sie werden sich im Sonnenlicht silbrig machen und dann drehen, bis sie das Dunkel von Nirgendwo sind. Sie werden Hexengestalten sein und Verrücktheit und es wie Galionsfiguren mit der Zukunft aufnehmen, und sie werden Freude sein. Sie werden wie ein Gedanke sein, dass Gott die Welt unter mir bewegen könnte.“

Ob Anna McCormick diese Lesart in Busters Abschiedsschreiben akzeptieren kann, bleibt am Schluss zweifelhaft. Die Leserin jedenfalls sieht sich daran erinnert, dass im Kintsugi des Romans die unterschiedlichsten Scherben zusammengesetzt werden können zu etwas überraschend Prachtvollem.